

burtstages und später noch mehrfach ausführen durfte, hatte der Dichter die Anregung zu seinem reichen dramatischen Schaffen erst im reifen Mannesalter durch oberbairische Bauernkomödianten empfangen. Durch sie kam er auf den Gedanken, das farbenfrohe Volksleben seiner Heimat in ähnlichen Bühnenschöpfungen festzuhalten. Wie prächtig es ihm gelungen ist, wissen wir alle. Er hatte das Glück, in seiner „Thalia“ ausgezeichnete Verkünder seiner Muse und verständnisvolle Mitarbeiter zu finden; sie ihrerseits verdanken ihm dagegen den wesentlichsten Teil ihres Rufes, der noch vertieft wurde, seitdem der Landesverein Sächsischer Heimatschutz Friedrichs Dichtungen in den Dienst seiner Veranstaltungen stellte. Seine Stoffe sind der Heimatgeschichte entlehnt; ihre dichterische Gestaltung ist das getreueste Spiegelbild unverfälschten Lausitzer Volkstums. Als besonderes Verdienst ist es ihm anzurechnen, daß er auch die alten Lausitzer Volkstänze der Vergessenheit entriß. Überhaupt ist Reichenau, dessen Bürgermeister uns ein so freundliches Willkommen entbot, ein besonders fruchtbarer Boden der heimatlischen Mundartdichtung. Von hier stammt auch Richard Blasius, der sich im heimatlischen Schrifttum ebenfalls mit bestem Erfolg betätigt hat, neuerdings sich aber nur noch des Hochdeutschen bedient, da er die Erfahrung hat machen müssen, daß man von der Dialektschriftstellerei leider nicht leben kann. Ein Reichenauer ist endlich der jetzt in Löbau wohnende Oskar Kollé, der sich durch eine Reihe entzückender mundartlicher Schnurren und ein Loblied auf die Lausitzer Heimat einen Namen von bestem Klang geschaffen hat. Zu den bedeutendsten Vertretern der heimatlischen Mundartdichtung gehört der aus Neugersdorf stammende und jetzt in Dresden-Hellerau wohnende Rudolf Gärtner, der nicht nur ein Meister urwüchsigen bodenständigen Humors ist, sondern im Gewande der heimatlischen Sprechweise das Gemüt durch Szenen voll dramatischer Wucht zu packen weiß. Er hat als Erzähler, Dramatiker und Lyriker annähernd in gleichem Maße Geltung zu beanspruchen. Mit Glück bedient sich neuerdings der Mundart ein zweiter Zittauer vom alten Schlag unter dem Decknamen H. Schurf, der drei Bändchen teils recht hübscher, aber teils auch ziemlich kräftiger „Schnackn aus'n Mühnzippl“ geschrieben hat. Ohne die Reihe der bekannteren Lausitzer Mundartdichter erschöpfen zu wollen, möchte ich an dieser Stelle nur noch erwähnen, daß auch die beiden Führer der Gesellschaft für Lausitzer Schrifttum in ihren Werken die Mundart meisterlich beherrschen, sich aber ihrer nicht ausschließlich bedienen: Oskar Schwär (Dresden) und Fritz Bertram (Lauban) erzielen jedoch in ihren in der hochdeutschen Schriftsprache verfaßten Werken, in denen sie übrigens ausschließlich heimatlische Stoffe behandeln, nicht minder starke Wirkungen. Dasselbe gilt von dem gemüt- und humorvollen Pfarrer Brüssig in Niederoderwitz.

Ich konnte im Rahmen meines Themas an diesen Namen nicht vorübergehen, weil ihre Träger sich zeitlich als Hüter heimatlischen Volks- und Kulturgutes erprobt haben, und zwar nicht um der Mode willen, sondern aus Herzensbedürfnis. Sie sind berufen, durch ihre Werke einen Schutzdamm gegen die drohende Verflachung und Einebnung unserer Lausitzer Eigenart zu errichten. Unsere Ehrenpflicht aber ist es, die lobenswerten Bestrebungen dieser verdienstvollen Männer dadurch zu fördern, daß wir ihre Werke nicht nur lesen, sondern auch kaufen! Daß sie in keiner Bücherei unserer Heimatvereine fehlen dürften, ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit, die aber an dieser Stelle nochmals betont sein möge! Damit darf indessen die Dankbarkeit unserer Lausitzer Landsleute nicht erschöpft sein! Die allgemeine Notlage ist unzweifelhaft groß und zwingt uns zu Einschränkungen, die wir früher nicht gekannt haben. Wie sehr wir auf allen Gebieten zum Sparen gezwungen sind: auf

die Nahrung können wir um der Selbsterhaltung willen nicht verzichten, die des Geistes und des Gemüts ist aber kaum minder wichtig, als die körperliche, weil sie den Lebenswillen stärkt. Die Lausitz hat im Laufe der Jahrhunderte Zeiten über sich ergehen lassen müssen, die noch schwerer waren, als die gegenwärtige, aber immer wieder ist sie an ihrem Volkstum gesundet! Ein starker Wall des Volkstums aber ist das heimatlische Schrifttum, und deshalb müssen wir es mit allen Kräften hüten und fördern! Unser Lausitzer Landsmann Lessing sagte einmal: „Was nicht wert ist, mehr als einmal gelesen zu werden, verdient überhaupt nicht gelesen zu werden!“ und Friedrich Rückert drückte denselben Gedanken mit den Worten aus:

„Was nicht zweimal lesenswert gewesen,
Das war nicht einmal lesenswert!“

Nunwohl! Was unser unvergessener Wilhelm Friedrich uns hinterlassen, was Bihms Koarke, Rudolf Gärtner und all die andern Lausitzer Mundartdichter uns geschenkt haben, hat mit flüchtiger Tageschriftstellerei nichts zu tun! Ihre Werke besitzen Ewigkeitswert und können uns ein nie versiegender Brunnen der Erquickung und Verjüngung sein: deshalb gehören sie vor allem auch in jede Lausitzer Hausbücherei! Wem aber die Ungunst der Zeiten den Besitz eines eigenen Bücherchases schlechterdings nicht gestattet, der möge sie in der Bücherei seines Heimatvereins anfordern und mit Andacht lesen! Vor allem mögen auch unsere Volksspielkunstgemeinden in der Pflege des mundartlichen Heimat- und Volksstücks nicht erlahmen! Was Lessing und Rückert vom Lesen sagen, ist ohne weiteres auf die Schaubühne zu übertragen. Wir wollen uns niemals unserer heimatlischen Mundart schämen und brauchen es auch nicht zu tun: möge sie uns für alle Zeit ein wichtiges Volks- und Kulturgut bleiben!

Der Johannistag im Volksbrauch der Lausitz.

Mit dem Johannistage hat das Jahr seine Höhe erreicht. Der längste Tag, die kürzeste Nacht brechen an. Alzurast ist uns dieser Tag gekommen. Sind doch der Sonnentage so wenige in unserm Lande! Mit erstem bangen Schauer sehen wir uns das Jahr entgleiten.

Die hohe Sommerzeit des Jahres hat in allen deutschen Gauen zu einem ausgeprägten Brauchtum Veranlassung gegeben. Ein Volk, das diesen Tag feierte, mußte bereits eine beachtliche Bildungshöhe erreicht haben; denn astronomische Beobachtungen sind notwendig, um ihn festzustellen. Die Nordeuropäer haben bereits um 2000 v. Chr. aus Steinblöcken Beobachtungsstätten für den Lauf der Gestirne gebaut. Als Ackerbauer und Viehzüchter war es für sie von Wichtigkeit zu wissen, wann die Zeit der Ackerarbeit und der freien Weide wieder anbreche. Eine frühzeitig entwickelte Schifffahrt trug wesentlich zur Bereicherung astronomischer Beobachtungen bei. Für Menschen, die mit tausend Bindungen dem gewaltigen, ewig gleichbleibenden Takte des Jahreslaufes eingeordnet sind, mußte ein solcher Zeitpunkt des Jahres, wie ihn der Mittsommertag darstellt, naturgemäß zum Festtage werden. Im vorchristlichen Heidentume haben wir darum den Ursprung der Feier des Mittsommertages zu suchen.

Freilich ist damit nicht gesagt, daß alle Teile der heutigen (oder besser längst vergangener) Volksbräuche als altheidnisch anzusprechen sind. Ist doch schon der heutige Name des Festes, Johannistag, christlichen Ursprungs. Nachdem von der Kirche der Geburtstag Jesu auf den 25. Dezember festgelegt worden war, mußte nach der biblischen Überlieferung (Lukas, Kap. 1, V. 26—36) der Geburtstag Johannes des Täufers ein halbes Jahr vorher